

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 2 (1898-1899)
Heft: 10

Artikel: Der Brandstifter [Fortsetzung folgt]
Autor: Fischer, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Brandstifter.

Von G. Fischer.

Die Schwurgerichtssitzung war zu Ende. Der Verurteilte wurde in sichern Gewahrsam abgeführt; das Volk, das zu der Gerichtsverhandlung herbeigeströmt war, zerstreute sich und füllte zum Teil die große Vorderstube des Gasthofs zum Bären in F. . . . während im Hinterstübchen die Geschworenen unter sich bei einem Glase Wein zusammenfanden, um noch eine Stunde der Gemütlichkeit zu pflegen. Die Herren waren bemüht, nach den aufregenden Szenen der vergangenen Stunden etwas auszuspannen und das Gespräch auf anderes, gleichgültigeres zu bringen. Aber es wollte nicht recht gehen mit der Gleichgültigkeit. Ihre Gedanken standen noch unter dem Banne der soeben beendeten Gerichtsverhandlung und beschäftigten sich wider Willen immer wieder mit der Person des Verurteilten und dem traurigen Schicksal seiner Angehörigen.

Der Fall war allerdings ein nicht gerade alltäglicher. Ein junger, angesehener Landwirt, glücklich verheiratet, Vater zweier Kinder, hatte seinen eigenen Hof in Brand gesteckt, um damit begangene Veruntreuungen an ihm übergebenen Werttiteln und Kostbarkeiten zu verdecken. Als erschwerende Momente waren dazu getreten, daß die Tat bei nachtschlafender Zeit und bei ziemlich heftigem Winde ausgeführt worden, daß Menschenleben dabei in Gefahr gekommen — zwei Feuerwehrleute waren von einem stürzenden Balken getroffen und schwer verletzt worden — und daß der Angeklagte bis auf den letzten Augenblick hartnäckig gelehnt, um dann schließlich doch unter der erdrückenden Wucht des Beweismaterials zusammenzubrechen.

Und trotzdem war das Urteil für den Brandstifter noch verhältnismäßig milde ausgefallen, weil der Obmann der Geschworenen, ein alter, ehrwürdiger Herr von großem Ansehen mit ungewöhnlicher Wärme für ihn eingetreten war.

Einsilbiger als seine übrigen Kollegen saß er jetzt bei seinem Glase und seine Augen hatten den verlornten Blick, den sie annehmen, wenn sie in die Vergangenheit zurückschauen.

„Höre mal, Freund,“ nahm der Bezirksamtmann aus dem nahen Städtchen, der den Verhandlungen ebenfalls beigewohnt hatte, das Wort, „wie kommt's, daß du für diesen Zäusler, der mit seinem Lügen keinem von uns sonderlich sympathisch sein konnte, so eifrig Partei nimmst? — Denn dir und niemand anderem hat er's doch zu verdanken, daß er mit vier, statt sechs Jahren Buchthaus davonkommt.“

Der Obmann ließ langsam den grau gesprengelten Bart durch seine Finger gleiten und sah scharf im Kreise herum.

„Nun ja, meine Herren, das kann ich Ihnen schon sagen — und ich will es auch sagen, auf die Gefahr hin, dadurch ein wenig in Ihrer Achtung zu sinken — nein, nein, protestieren Sie nicht, hören Sie zuerst.“

Und indem er noch einmal durchdringend jeden ins Auge fasste, sprach er langsam und jedes Wort betonend: „Ich urteilte heute milder, weil ich selbst einst zum Brandstifter geworden bin! — Ja, sehen Sie mich nur nicht so ungläubig lächelnd an. Mit dieser meiner eigenen Hand, die jetzt das Glas zum Munde führt, habe ich mein Vaterhaus angezündet!“ —

„Fürchten Sie nicht, wieder in Aktion treten zu müssen, werte Kollegen,“ fügte er lächelnd hinzu, als er die bestürzten Mielenen seiner Amtsgenossen bemerkte. „Über den Brandplatz, den ich auf dem Gewissen habe, ist schon längst nicht nur Gras gewachsen, sondern sogar vierzigjährige Bäume. Sie sehen, die Geschichte ist gründlich verjährt, was aber ihrer Wahrheit durchaus keinen Abbruch tut.“

Er sah einen Moment starr in die Ferne, führte mechanisch noch einmal das Glas zum Mund und begann:

Im „Hürnen“ zu S., einer kleinen, aargauischen Gemeinde, die Sie wohl kaum dem Namen nach kennen, stand das Haus meiner Eltern. Es sah arm und dürtig genug aus! Am ganzen Gebäude keine einzige, feuerfeste Mauer; Riegel am Giebel, sonst alles Holz und das Strohdach tief nach allen Seiten herabhängend. Und doch sah es heimelig aus, wie es sich, überschattet vom alten Nussbaum, an den Berghang lehnte und mit blauen Buchenscheiben in's Tal hinabsah.

Nur musste man nicht zu nahe treten, sonst bemerkte man in der weißen Riegelmauer die nur dürtig verkleisterten Löcher; sonst hörte man die Totenuhr pochen im morschen Gebälk, oder den Regen durch das schadhafte Dach auf die Diele klatschen.

Und das war nun etwas, was wir vier Buben nie begriffen. Unser Vater war ein Dachdecker, aber er wußte nur mit Ziegeldächern umzugehen. Das Geheimnis, ein Strohdach zu flicken, ging ihm vollständig ab. Erst wenn es mit dem Herunterregnen gar zu arg wurde, so erschien der Biswindjakob auf dem Plan, um den Schaden gut zu machen.

Es war für uns immer ein Fest, wenn das alte, dürre Männlein mit Schaub und Weidenruten unter beiden Armen anrückte. Da durften wir alle vier Handlangerdienste tun und zuschauen, so viel wir wollten. Und das taten wir dann auch nach Herzenslust. Das Dachdecken schien uns das Interessanteste von der Welt, namentlich war der Anfang immer

ein erwartungsvoller Moment. Feierlich löschte da der Biswindjakob seine Pfeife, die sonst immer in seiner linken Munddecke hing; bedächtig stieg er die Leiter hinan — kurz darauf rollten die schwarzgrünen Mooskugeln lustig das Dach herab, bis ein Stück Gingeweide desselben blosgelegt war und das Innere des Hauses schwarz und gespenstisch zum Himmel starre. Und jetzt traten wir in Aktion. Behende gings hinauf und hinunter mit Stroh und Binderuten, manchmal auch mit nichts und in einem unbewachten Moment wagten wir's auch wohl, ganz hinaufzuklettern und zwischen Schwindel und Größenwahn hin- und herschwankend, rittlings auf der Dachfirst zu sitzen

Doch war die Herrlichkeit immer früh genug zu Ende, denn es handelte sich meistens nur um ein paar Quadratfuß — zu größeren Reparaturen langten die Mittel nicht — und unser Hütchen sah nachher mit dem neuen, hellgelben Flick in der missfarbigen Umgebung womöglich noch armseliger und buntscheckiger aus als vorher.

Dass wir Jungen uns darüber melancholische Gedanken gemacht hätten, möchte ich gerade nicht behaupten. Besonders in der wärmeren Jahreszeit steckten unsere Strubelköpfe immer voller Mutwillen und Fäzen. Unsere Hauptaufgabe bestand da nebst der Schule, die uns nur wenig in Anspruch nahm, darin, das für den Winter nötige Brennholz zusammenzutragen.

So verbrachten wir einen großen Teil unserer Jugend im Walde, am liebsten im Lenzhard, einem prächtigen Tannenforst, etwa eine halbe Stunde vom Dorfe und oft machten wir in einem Tage den Weg vier mal hin und her. An den Sohlen nutzten wir nicht viel ab, denn wir ließen alle auf dem Naturleder. Damit etwas Abwechslung in die Sache komme, nähten wir jeweilen an die hartgewordene Fersenhaut Papierfransen, die lustig hinter uns herflatterten, wenn wir mit Windeseile dahin trabten. Menschen waren wir dabei selten, meist Pferde oder Hunde, Hasen und Rehe, ausnahmsweise auch etwa Räuber und Polizei und ohne lautes Huzzah und Halloh durfte es nicht abgehen.

Nur wenn wir an des Richters Hof vorbeikamen, wurden wir stiller.

Dieser Hof, einsam im freien Feld, etwa zwanzig Schritte vom Sträßchen gelegen, das in den Lenzhard führte, hatte für uns von Jugend an den Reiz des Geheimnisvollen, Schauerlichen. Ein stolzes Herrenhaus mit vergitterten Fenstern, ein Teich davor ausgegossen, eine Trauerweide darüber geneigt; an der Einfahrt mächtige, alte Kastanienbäume, im tiefen Schatten ein einsam plätschernder Drachenbrunnen und das Ganze im Osten und Norden mit Alleen von Nadelbäumen und Blutbuchen abgeschlossen — so steht es noch jetzt vor meinen Sinnen.

Ehrfurcht allein war es freilich nicht, was uns leiser aufstreten ließ, wenn das düstere Gebäude in Sicht kam. Es war nicht selten wirkliche Furcht und ein schlechtes Gewissen, denn in unsern Bürden schleppten wir oft Bengel heim, wie sie nicht von den Bäumen fallen: Mächtige, mit der Axt heruntergeholt Nechte, ganze Tännchen u. s. w. Schweigend zogen wir dann mit der Contrebande des Weges an dem jetzt düster drohenden Hofe vorüber und spähten verstohlen, ob die hagere Gestalt des alten Richters nirgends sichtbar werde.

Es ging die Sage, derselbe habe als Gerichtsherr ehemals manchen rückfälligen Holzfreveler auf den Richtplatz unter die fünf Linden gebracht, deren Umrisse sich in der Ferne verschwommen am Horizonte abzeichneten.

Allerdings, jetzt hing man keinen mehr, der Holz stahl; aber es gab dafür Gefängnisse und der Alte war immer noch Richter. — Und das war nun das zweite, was wir nicht begriffen. Wenn wir irgendwo etwas wegnahmen — wenn es auch nur den Wert eines Hosenknopfes gehabt hätte — so wurden wir unbarmherzig abgestrafft. Aber wenn wir den ganzen Sommer Holz stahlen wie die Eltern, so fand man nichts Böses darin. Im Gegenteil: Je dicke Bengel wir heimbrachten, desto höheres Lob wurde uns zu Teil. Der Vater sagte, der Herrgott lasse den Wald für alle Menschen wachsen und es sei keine Sünde, wenn man das Holz hole, wo es eben zu finden sei.

Aber wir wußten es besser. Warum zitterten wir denn immer, wenn wir am Richter vorüber kamen? Warum schlug uns das Gewissen, wenn wir mit den schweren Lasten an seinem Hofe vorüberschllichen? Warum ballten sich die fünf Linden drüben zu einer Riesenfaust zusammen und drohten uns aus der Ferne herüber? — Etwas Unrechtes mußte doch dabei sein!

So waren wir denn in unserer Art auch wieder froh, wenn die schönere Jahreszeit zu Ende ging und unserm Holzfrevel ein Ziel setzte. Je schneidender der Wind uns durch die dünnen Hosen pfiff, desto schneller liefen wir, nicht nur um der Kälte zu entrinnen, sondern auch um an dem Richthof möglichst schnell vorbei zu kommen. Er erschien jetzt, da die Trauerweide ihre Blätter in den Teich geweint und die Kastanien unwirsch die gelbe Last von sich geworfen hatten, viel näher und gefährlicher.

Mit innerer Befriedigung sahen wir, wie die Wolken von Tag zu Tag trüber ins Land herabgingen und unserm Hüttchen die Strohkappe tiefer in die Stirn drückten, bis ihm der Winter unversehens die weiße Zippelmütze darüber stülpte.

Jetzt begann ein ganz anderes Leben für uns. Die verstaubten Spülträder wurden aus dem Gaden herabgeholt und begannen unter

unsern anfänglich noch ungelenken Händen zu schnurren. In den ersten acht Tagen gab es noch ungleiche und unebene Spuhlen genug; aber wenn Auge und Hand den Dienst erst wieder gewohnt, wenn die ersten Strafpredigten mit Zugemüse über uns ergangen waren, dann legte sich der Faden schön und egal auf die schwirrenden Spindeln und wir wett-eiferten, wer in der Stunde die meiste und schönste Arbeit vor sich brächte.

Der Vater schaffte jetzt nicht mehr auf seiner Profession; er saß am Webstuhl und wob, aber so guter Laune wie im Sommer sahen wir ihn selten. Das Weben in dumpfer Stube sagte ihm nicht zu, er war an den Aufenthalt auf den Dächern in freier, frischer Luft gewohnt. Wenn nur das geringste versehen wurde, so blitzte und donnerte es um ihn herum oder schlug wohl gar ein. Und wenn ihm etwas allzusehr gegen den Strich ging, so schleuderte er das Weberschiffchen an die Wand, langte den Filz von der Ofenstange und sagte, er gehe für eine Stunde in's Dorf hinunter.

Mit diesem Dorf meinte er die Winkelwirtschaft, vier Häuser weiter unten und aus der einen Stunde wurden gewöhnlich viele; selten kam er vor tiefer Nacht wieder heim.

Das wäre nun an und für sich nicht so bedenklich gewesen, denn er brauchte im Wirtshaus nicht gerade viel Geld. Aber er trank einen sehr bösen Wein. Jedesmal, wenn er ging, hatte die Mutter rotgeweinte Augen und wir zitterten alle vor seiner Heimkunft. Dann schnurrten unsere Spuhlräder doppelt fleißig und ängstlich musterten wir jede fertige Spuhle, um ja keinen Anlaß zu Tadel zu geben. Doch sahen wir es am liebsten, wenn der Vater so spät heimkam, daß uns die Mutter vorher zu Bette schicken mußte. Es dünkte mich zwar oft nicht recht, daß wir vier Bursche so bequem durchs Gadenloch schlüpfen konnten, das vom Ofen aus in den obren Schlafraum führte, während sie unten dazu verurteilt war, weiter zu warten und den Sturm allein auszuhalten. Manchmal war ich auf dem Sprung, ihr in einem Gefühl der Ritterlichkeit als Altester meine Gesellschaft anzubieten. Aber Schläfrigkeit und Müdigkeit und die Aussicht auf das sichere, warme Bett überwucherten und erstickten die guten Vorsätze immer wieder. — —

Einst aber — es war, als hätte sie eine Ahnung des kommenden Unheils gehabt — bat sie mich selber, bei ihr aufzubleiben, ich brauche ja nicht mehr zu spuhlen, wenn ich nur da sei. Ich entgegnete stolz, ich sei gar nicht müde und setzte mich flugs wieder an's Rad, während meine jüngeren Brüder durch das Dielentürchen verdüsteten.

Und da saß ich nun und spuhlte wieder eifrig darauf los. Das Dellämpchen rauchte und flackerte und warf seinen armseligen Schein an

das braune Holztäfel. Der Webstuhl, dessen plumpe Formen sich nach hinten im Dunkel verloren, gähnte in düsterer Leere vor sich hin und die Schwarzwälderin neben dem Ofen tütte langweilig hin und her — ich sahe das alles noch vor mir, als sei es gestern gewesen.

Am Tisch, mir gegenüber, saß die Mutter an einer Näharbeit. Ich konnte nicht unterscheiden, ob sie weinte oder nicht; aber sie sprach wenigstens nicht. Und wie sie so saß, das Gesicht über das Weißzeug geneigt, halb von mir abgewendet und ich mir vorstellte, wie die Tränen über ihre blassen Wangen ließen, da wallte eine heiße Liebe in mir auf, wie noch nie. Es war mir, als müßte ich auffspringen und ihr um den Hals fallen und sie trösten in ihrer Niedergeschlagenheit und Einsamkeit. Doch ich schämte mich, als so großer Bub die Mutter zu liebkosen und blieb auf meinem Schusterstülpchen sitzen. Aber im Innern nahm ich mir fest vor, wenn ich erst ganz groß wäre und etwas verdienen könnte, dann wollte ich arbeiten für sie, Tag und Nacht. Dann wollte ich für sie durch's Feuer gehen, für sie betteln — stehlen, wenn es sein müßte.

Und weiter summte das Rad, während ich Zukunftsträume vor mich hinspann und die hölzernen Zeiger auf dem verschossenen Zifferblatte der Uhr weiterschllichen.

Es war schon nach Mitternacht. Der Vater kam immer noch nicht. Es wurde mir unheimlich zu Mute und — ich merkte es wohl — der Mutter auch. Bang und wortlos lauschten wir von Zeit zu Zeit in die Nacht hinaus, doch es blieb alles still. Nur der Wind tat hie und da einen Atemzug und hauchte an die alten, bleigefäßten, undichten Scheiben, daß sich die weißen Vorhänge drinnen gespensterhaft aufblähten.

Die Schwarzwälderin schlug Eins — Zwei.

Der Schlaf überfiel mich; ich fing an, zwischen der Arbeit zu nicken. Die Mutter wollte mich zu Bette schicken, aber ich bestand darauf zu bleiben und beteuerte, ich sei durchaus nicht schlaftrig, nickte aber gleich darauf wieder ein, mit der Rechten die Bewegung des Rädchen drechens weiter machend, während die Linke den eingebildeten Faden schwebend in der Luft hielt.

Dann schreckte ich plötzlich von einem lauten Gepolter im Gang empor und ehe ich recht Zeit hatte, die Augen aufzurreißen, öffnete sich die Stubentür und die Mutter und ich schrieen zu gleicher Zeit laut auf: Auf der Schwelle stand die schwankende Gestalt des Vaters, ohne Hut, auf der Stirn eine breite, klaffende Wunde, das ganze Gesicht von Blut überströmt, die Hände, das Hemd, die Blouse voll Blut.

Die Mutter taumelte ihm entgegen.

„Um Gottes Willen, Rudi, was ist?“

„Nichts — gar nichts! Nicht der Red wert, die Schramm!“ lallte er mit wildem Lachen. „Das kann der andre nicht sagen — den hab ich anders zugerichtet. An dem hat der Doktor ein Vierteljahr zu flicken. Nun hör auf mit deinem Geplärr und hol frisches Wasser. — Und der Bub — was tust du noch da? Ins Nest mit dir, beim Donner, oder ich helfe dir.“

Ich flog durchs Gadenloch. —

Da war's nun, das Unheil, das die Mutter schon lang prophezeit und gefürchtet: Blutige Händel mit gerichtlichem Nachspiel.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe aus dem fernnen Osten.

Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Aerztin.

Damaskus, 10. Juni 1897.

Lieber Max!

Der Abschied von Professors ist glücklich überstanden. Ich weiß wirklich nicht, wie ich mich im Gedränge des kleinen Bahnhofs, umringt von dreisten Bettlern, unverschämten Gepäckträgern und unhöflichen Beamten ohne die wirksame Hülfe unseres ästhetischen Professors zurechtgefunden hätte. Das Wort Balkisch tönte mir unaufhörlich von allen Seiten entgegen — und als Dame ist man in einem solchen Gedränge und Tumult zwiefach wehr- und hilflos, ganz abgesehen von dem beängstigenden Eindruck all' der wildfremden Gesichter und Laute, die einen von allen Seiten umfluten. Für ein alleinreisendes weibliches Wesen kommen, besonders im Orient, die zufälligen Weggenossen und Reisebekanntschaften mehr als für jeden andern Reisenden in Betracht. Diese Erfahrung hatte ich nun in angenehmster Weise seit Triest machen dürfen. Professors kamen noch ein Viertelstündchen in mein Frauen-Coupé erster Klasse, das mir der Professor zur alleinigen Benutzung libakischirt hatte! (wie er's nannte!) Etwas nach 7 Uhr — der Zug Beirut-Damaskus sollte etwa 5 Minuten vor 7 Uhr programmäßig starten — ertönte das letzte Abfahrtssignal. Unter großem Bedauern über unsere rasche Trennung schieden wir von einander. Händedruck, Kuß, Hüteschwenken und Taschentücherwehen — und fort gings mit vollem Dampf in die morgenschöne Gebirgswelt des Libanon hinein. Wie ein Riesenspielzeug schlängelt sich die zierliche Eisenbahn den Abhängen des Berges entlang, über Brücken